

Geschlechtsuntypische Berufswahlen bei jungen Frauen: Muss das Vorbild weiblich sein?

Gender-atypical career choices of young women:
Must the role model be female?

Im Zentrum des vorliegenden Beitrags steht die Analyse der Bedeutung elterlicher Vorbilder für eine geschlechtsuntypische Berufswahl bei jungen Frauen. Die Fragestellungen werden auf der Datengrundlage einer standardisierten Befragung von Jugendlichen, die in beruflicher Ausbildung stehen (N = 1431), untersucht. Die Ergebnisse zeigen, dass die Familie für Jugendliche ein wichtiger Herkunftsbereich für Vorbilder darstellt, wobei Mutter und Vater am häufigsten als Vorbilder genannt werden. Zudem wird ersichtlich, dass Jugendliche zumeist gleichgeschlechtliche Vorbilder wählen. Weibliche Jugendliche verhalten sich bei der Wahl ihrer Vorbilder jedoch weniger geschlechterstereotyp als männliche Jugendliche, die fast nur Personen gleichen Geschlechts als Vorbilder wählen. Im Hinblick auf die elterliche Vorbildfunktion bei der Berufswahl zeigen unsere Ergebnisse, dass die Wahrscheinlichkeit der Wahl eines frauenuntypischen Berufs durch junge Frauen am größten ist, wenn deren Mutter oder Vater einen männertypischen oder geschlechtsneutralen Beruf ausüben.

Schlüsselwörter: Vorbild, Berufswahl, Frauen, Familie, Geschlecht

The aim of this paper is to analyze the importance of parental role models for gender-atypical career choices of young women. The questions of the study were examined using a standardized survey of youths in vocational schools (N = 1431). The results show that young people's role models are primarily in their own family; most frequently their mother or their father. Overall, young people prefer same-sex role models, but young women have less rigid gender patterns in their choice of role models than male youth, who exclusively favor same-sex role models. With regard to the importance of parental role models in the process of choosing a career, our results show that the probability young women choose a gender-atypical career is highest when either their mother or their father has a typically male or mixed-sex profession.

Keywords: role models, career choice, women, family, gender

1. Einleitung

Ausgangslage für unseren Beitrag bildet ein statistisch gut belegtes Faktum, nämlich die beharrliche Geschlechtersegregation bei der Studien- und Berufswahl (GWK, 2011; OECD, 2013). Zwar holen die Frauen bei den anspruchsvollen

Berufen im Sozial- und Gesundheitsbereich, wie Medizin und Jurisprudenz, deutlich auf, jedoch werden Berufe und Studienrichtungen im Bereich von Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik (MINT) von Frauen nach wie vor weitgehend gemieden (GWK, 2011; Taskinen, Asseburg & Walter, 2009). In ihrem jüngsten Bericht zur Gleichstellung der Geschlechter hält die OECD (2013) fest, dass „(m)ehr als einer von zwei männlichen Studierenden, aber weniger als eine von zehn weiblichen Studierenden [...] in den OECD-Ländern einen Abschluss in einem beruflichen Bildungsgang in den Bereichen Ingenieurwesen, Fertigung und Bauwesen (erzielt)“ (ebd., S. 93).

Die Geschlechterstereotype bei der Studien- und Berufswahl waren in den letzten Jahren vermehrt Anlass zu Gegenmaßnahmen, um v.a. bei weiblichen Jugendlichen ein größeres Interesse an naturwissenschaftlich-technischen Berufen zu wecken. Ziel der Maßnahmen ist einerseits, jungen Frauen gleiche Chancen zu eröffnen, prestigereiche Berufe zu ergreifen und damit der Idee der Gleichstellung der Geschlechter im Erwerbsleben zum Durchbruch zu verhelfen, andererseits, den wachsenden gesellschaftlichen Bedarf an Arbeitskräften im naturwissenschaftlich-technischen Bereich zu decken. Beispielhaft zu nennen sind Aktionstage wie „Girls' Day“ und „Boys' Day“ in Deutschland, die Aktion „Nationaler Zukunftstag: Seitenwechsel für Mädchen und Jungs“ in der Schweiz oder Schnuppertage für Gymnasiastinnen an Technischen Fachhochschulen und Universitäten in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Zumeist stützen sich diese Förderprogramme auf die Annahme, dass die direkte Begegnung mit Frauen, die einen für ihr Geschlecht untypischen Beruf ausüben, das Spektrum der weiblichen Jugendlichen bei der Studien- und Berufswahl zu erweitern vermag. So wird ein österreichisches Projekt, das Abiturientinnen Kontakte mit Frauen in technischen Berufen vermittelt, damit begründet, dass die Frauen als Rollenmodelle fungieren und berufliche Identifikationsmöglichkeiten bieten würden (BMUKK, 2011, S. 40). Eine Praxisanleitung zur Förderung von Mädchen in Mathematik und Naturwissenschaften des U.S. Department of Education empfiehlt als Maßnahme: „Expose girls to female role models who have succeeded in math and science“ (Halpern, Aronson, Reimer, Simpkins, Star & Wentzel, 2007, S. 19). Auch Mentoringprogramme gehen oft davon aus, dass erfolgreiche Mentorinnen als Vorbilder wirken, indem sie zur Nachahmung durch Modellernen anregen (Rustemeyer, 2009, S. 23 f.).

Wie weit dieser Interventions- und Förderansatz trägt, ist jedoch unklar, da er sich nur bedingt auf wissenschaftliche Grundlagen stützen kann. So stuft die zuvor erwähnte US-amerikanische Handreichung die wissenschaftliche Evidenz für die empfohlene Maßnahme ausdrücklich als gering ein (Halpern et al., 2007, S. 19 f.). Offensichtlich haben wir es eher mit einem alltagspädagogisch als mit einem wissenschaftlich begründeten Ansatz zu tun. Im Alltag stellt das Fehlen von adäquaten Vorbildern ganz allgemein ein häufig gebrauchtes Argument dar, um auf Erziehungsdefizite hinzuweisen und Maßnahmen zu begründen, die sie beheben sollen. So gab die Prorektorin eines schweizerischen Gymnasiums auf die Frage eines Journalisten, weshalb Frau-

en in technischen Berufen untervertreten sind, zur Antwort: „Das hat [...] mit den gesellschaftlichen Gegebenheiten [...] zu tun. Es gibt zu wenige Vorbilder für die jungen Frauen“ (Der Bund, 22.10.2012, S. 23). Wie plausibel das Argument auch scheinen mag, letztlich führt es in eine Sackgasse. Denn wie soll jungen Frauen der Zugang zu einem MINT-Beruf erleichtert werden, wenn es an den Vorbildern liegt und diese vom *gleichen Geschlecht* sein müssen?

Fraglich ist jedoch, ob Vorbilder, um wirksam zu sein, tatsächlich vom gleichen Geschlecht sein müssen. Dieser Frage wollen wir im Folgenden nachgehen. Wir skizzieren zunächst den theoretischen Rahmen, innerhalb dessen unsere Studie angesiedelt ist (2), gehen dann auf den wenig befriedigenden Forschungsstand ein (3), konkretisieren unsere Fragestellungen (4), erläutern das methodische Design unserer Studie (5), stellen deren Ergebnisse dar (6) und schließen mit einer Diskussion (7). Den Begriff des Geschlechts verwenden wir nicht im Sinne einer sozialen Strukturkategorie, obwohl unsere Argumentation dies nicht ausschließt, sondern als personales Merkmal, „dessen Erwerb, Erhalt und Ausfüllung eingebettet ist in die Sozialisationsprozesse des Mitgliedwerdens [in einem sozialen Kollektiv, E.M./W.H.] allgemein“ und speziell „in konkrete regionale, soziale und historische Situationen“ (Faulstich-Wieland, 2008, S. 241). Damit ist kein Reduktionismus auf eine dispositionelle Zweigeschlechtlichkeit verbunden, wie unsere Ausführungen zeigen werden.

2. Vorbilder im Sozialisationsprozess

In der pädagogischen Literatur gelten Vorbilder als unverzichtbar, weil sie Dank ihres ganzheitlichen Charakters ein konkretes Bild gelingender und nachahmenswerter Lebensgestaltung bieten, an dem sich Kinder und Jugendliche orientieren können (Herzog, 2002; Knörzer, 2012). Das ganzheitliche Moment spielt auch in der Sozialisationsforschung eine wichtige Rolle, insofern Vorbilder als *Leitbilder* gelten, die Kindern und Jugendlichen den Weg in die Erwachsenenwelt weisen (Zinnecker, 1987, S. 290 ff.). Da es die Erziehungswissenschaft versäumt hat, eine Theorie der Wirksamkeit von Vorbildern zu entwickeln, liegt es nahe, sich an der Sozialisationsforschung zu orientieren, die Vorbildern seit jeher eine wichtige Rolle bei der Sozialwerdung des Individuums beigemessen hat. Allerdings dominierte lange Zeit ein Verständnis des Menschen, das diesem die Rolle eines passiven Empfängers sozialisatorischer Einwirkungen zuwies. Vor allem das Konzept der Identifizierung, wie es im struktur-funktionalistischen Ansatz im Vordergrund steht, operiert mit starken Annahmen hinsichtlich der Prägung des Individuums durch die sozialen Verhältnisse. Mit Identifizierung ist gemeint, dass wir das mentale Bild eines Menschen, mit dem wir uns primär verbunden fühlen, internalisieren und in uns selber errichten (Mitscherlich, 1973, S. 351). Sowohl die Bildung des Ichs wie diejenige des Über-Ichs ist nach psychoanalytischer Auffassung Ergebnis der Einlagerung von Fremdpsychischem in Eigenpsychisches, Sozialisation also Folge der Angleichung des (kindlichen) Individuums an das (erwachsene) Vorbild.

Dabei ist für die Psychoanalyse ausgemacht, dass nur Erwachsenen, deren Geschlecht mit demjenigen des Kindes übereinstimmt, eine Vorbildwirkung zukommen kann. Durch „Vorbildverinnerlichung“ (Mitscherlich, 1973, S. 182) werden Vater und Mutter zu inneren Objekten, ohne die Söhne und Töchter in ihrer psychosexuellen Orientierung keine Stabilität erlangen könnten. Dementsprechend besorgte reagierte Alexander Mitscherlich (1973) auf den Verlust an Paternalismus in der „vaterlosen Gesellschaft“. Das Verblässen des Vaterbildes verhindere die Auseinandersetzung mit dem (realen) Vater und hinterlasse ichschwache Nachkommen, die in ihren (mütterlichen) Primärbeziehungen gefangen blieben, wo sie einem „ungestillten Identifikationshunger“ (ebd., S. 198) ausgesetzt seien. „Das Ende der Vorbilder“, wie es Margarete Mitscherlich (1978) konstatierte, führte zum Postulat eines „neuen Sozialisationstyps“ (Ziehe, 1975): eines narzisstischen Individuums, das aufgrund seiner inneren Mutterabhängigkeit zwischen Allmachts- und Ohnmachtsfantasien hin- und herschwankt.

Die Diagnose hatte jedoch wenig Bestand. Der „neue Sozialisationstyp“ vermochte weder die theoretische noch die empirische Kritik zu bestehen. Zudem gerieten die vorherrschenden Paradigmen der Sozialisationsforschung in den 1980er-Jahren in einen Erschöpfungszustand (Hurrelmann, 2013, S. 84 f.). Nicht nur die Psychoanalyse, auch die behavioristischen Lerntheorien verloren an Einfluss, sodass das „Ende der Vorbilder“ nicht nur mit dem Ende der von Durkheim ausgehenden sozialisations-theoretischen Tradition zusammenfiel, deren übersozialisiertes Bild des Menschen (Wrong, 1961) sukzessive an Plausibilität verlor, sondern die Sozialisation generell zu einer umstrittenen Kategorie wurde (Honig, 2009, S. 790 ff.). Bestärkt wurde die Kritik von Seiten einer feministischen Geschlechterforschung, die das Konzept der Sozialisation gänzlich über Bord werfen wollte, wobei insbesondere das Konzept der geschlechtsspezifischen Sozialisation inkriminiert wurde (Maihofer, 2002; Tillmann, 2010, S. 363 ff.). Bemängelt wurde, dass die Analyse der Geschlechtersozialisation dem System der Zweigeschlechtlichkeit verhaftet sei und dadurch zur Reproduktion von Geschlechterungleichheit beitrage. So plausibel die Kritik ist, so sehr blendet sie aus, dass menschliche Individuen in soziale Verhältnisse hineinwachsen, die sie dazu nötigen, sich als Individuen einer bestimmten (geschlechtlichen) Art darzustellen.

Vor allem psychologische Theorien zeigen wie unwahrscheinlich es ist, dass sich Kinder und Jugendliche *nicht* an Vorbildern oder Rollenmodellen orientieren. Nicht nur die von Bandura (1976) angestoßene Forschung zum Modelllernen, sondern auch die Untersuchungen zum Nachahmungsverhalten beim Menschen (Meltzoff & Prinz, 2002) geben ausführlich Hinweise, dass im Lernen von anderen ein wichtiger Sozialisationsfaktor liegt. Tomasello (2002) sieht im Imitationslernen sogar die entscheidende Voraussetzung für die spezifisch menschliche Form der kulturellen Evolution. Damit erhält das Bild des Menschen eine neue Färbung. Bereits bei Bandura (1976), noch deutlicher aber in seiner Nachfolge, erscheint das menschliche Individuum nicht mehr als Objekt von heteronomen Wirkmechanismen, sondern als aktives

Wesen, das sich mit seiner Umwelt – um zwei Kernbegriffe von Piaget aufzugreifen – assimilierend und akkommodierend *auseinandersetzt* (Greve, 2007; Herzog, 1991).

In die Sozialisationstheorie wurde dieses Verständnis des Individuums v.a. durch Hurrelmann (1983) eingebracht. In seiner Arbeit über das produktiv realitätsverarbeitende Subjekt ist das menschliche Individuum nicht länger Objekt einer gesellschaftlich vermittelten Repression, sondern Subjekt einer Auseinandersetzung mit seiner inneren und äußeren Realität, dem von Geburt an „bestimmte Fähigkeiten der Realitätsverarbeitung, Problembewältigung und Realitätsveränderung“ (ebd., S. 92 f.) zugeschrieben werden. Sozialisation ist kein einseitig gerichteter Prägevorgang, sondern ein interaktionales Geschehen, bei dem soziale Beziehungen eine bedeutsame Rolle spielen (Grundmann, 2006; Hannover, 2004, S. 91 ff.). Vorbilder gewinnen damit innerhalb der Sozialisationstheorie eine völlig neue Bedeutung. Wenn Sozialisation nicht aus dem Reproduktionsprozess der Gesellschaft, sondern „aus den Interaktionen zwischen Akteuren“ (Grundmann, 2006, S. 11) hergeleitet und als „soziale Praxis des Zusammenlebens“ (ebd., S. 13) bestimmt wird, dann verlieren Vorbilder das einseitig determinierende Moment, das ihnen das Konzept der Identifizierung zuweist. Die Übernahme von Vorbildern ist nicht länger ein quasi-mechanisches Geschehen der Einverleibung eines Fremdpsychischen in das Eigenpsychische, sondern ein aktiver Prozess der Selektion und Umgestaltung.

Für die geschlechtliche Sozialisation heißt dies, dass nicht länger von einer fixen Zuordnung von Geschlecht des Kindes und Geschlecht des Vorbildes auszugehen ist. Individuen können auch Verhaltensweisen erwerben, die für ihr Geschlecht untypisch sind (Bussey & Bandura, 1992). Weil sie konzeptuelle Repräsentationen von sich selber bilden, an denen sie sich orientieren, verfügen sie mit wachsendem Voranschreiten der Sozialisation über mehr selbstgestalterische Kompetenz (Greve, 2007, S. 321 f.). Insofern kommt Vorbildern ein modaler Charakter zu: Sie zeigen mir, wie ich sein *könnte*, und verlangen von mir, dass ich mich für sie *entscheide*. Vorbilder müssen gleichsam *per definitionem* selbst gewählt werden, eine Einsicht, die in der pädagogischen Literatur insofern Rückhalt findet, als Vorbildern schon immer abgesprochen wurde, methodisierbar zu sein (Herzog, 2002).

3. Zum Forschungsstand

Trotz hoher alltagspädagogischer Prominenz und offensichtlicher sozialisationstheoretischer Relevanz ist über die Wirksamkeit von Vorbildern und Rollenmodellen erstaunlich wenig bekannt. Vor allem fehlen Studien, die schlüssig belegen würden, dass gleichgeschlechtliche Vorbilder zum Abbau von Geschlechterdisparitäten bei der Studien- und Berufswahl beitragen. Dies liegt auch daran, dass die meisten Studien zu Vorbildern im Kindes- und Jugendalter keine theoretischen Ambitionen verfolgen, was es schwer macht, die Ergeb-

nisse angemessen einzuordnen. Das gilt nicht zuletzt für die Emnid- und Shell-Studien, die mehrmals nach den Vorbildern von Jugendlichen gefragt haben, aber von recht unterschiedlichen Zustimmungsraten berichten. Während 1955 44 % der 15- bis 24-Jährigen angaben, ein Vorbild zu haben, waren es 1984 noch 19 % und 1996 sogar nur 16 % (Fritzsche, 1997, S. 358 f.). 1999 war der Anteil der 15- bis 24-Jährigen, die ein Vorbild nannten, wieder auf 29 % gestiegen, wobei der Wert bei den 15- bis 17-Jährigen noch höher, nämlich bei 36 %, lag (Fritzsche, 2000, S. 217). In einer Studie von Zinnecker und Silbereisen (1996) bei 10- bis 13-jährigen Kindern stimmten sogar 47 % der Frage zu, ob sie ein Vorbild haben. Geradezu überraschend waren die 56 % Jugendlichen (10- bis 18-Jährige), die 2001 in einer Studie von Zinnecker, Behnken, Maschke und Stecher (2003) die Frage nach einem Vorbild positiv beantworteten (ebd., S. 52). Auch die Provenienz der Vorbilder schwankt über den historischen Zeitverlauf (Zinnecker, 1987, S. 297 ff.). Wenn allerdings Vorbilder genannt werden, dann stammen sie häufig aus dem engeren Lebenskreis – genannt werden v.a. Vater und Mutter, wobei der gleichgeschlechtliche Elternteil jeweils dominiert (Zinnecker et al., 2003, S. 53 ff.; Zinnecker & Silbereisen, 1996, S. 199 f.). Bei weiblichen Jugendlichen ist der persönliche Nahbereich stärker besetzt als bei männlichen Jugendlichen (Zinnecker & Silbereisen, 1996, S. 197 f.).

Auch international ist der Forschungsstand wenig befriedigend. In Bezug auf die Frage, *wen* Kinder und Jugendliche als Vorbild wählen, berichten Bricheno und Thornton (2007) von 10- bis 16-jährigen Schülerinnen und Schülern, dass diese in erster Linie gleichgeschlechtliche Elternteile als Vorbilder nennen, wobei immerhin 14 % der Jungen und 17 % der Mädchen von gegengeschlechtlichen Wahlen berichteten. In einer Studie aus den USA bevorzugte ein Teil der befragten Schülerinnen aus 8. Klassen gleichgeschlechtliche Vorbilder, für die anderen spielte das Geschlecht des Vorbildes keine Rolle (Buck, Plano Clark, Leslie-Pelecky, Lu & Cerda-Lizarraga, 2008). Über den Einfluss von Vorbildern auf die Berufs- und Studienwahl geben diese Untersuchungen allerdings genauso wenig Auskunft wie die zuvor berichteten Studien aus Deutschland.

In einer qualitativen Studie kommt Maschetzke (2009) zum Ergebnis, dass Eltern für ein Drittel der befragten jungen Erwachsenen als berufliche Vorbilder fungieren. Insbesondere für junge Frauen sei es schwierig, den Vater als berufliches Vorbild zu wählen. Zur Rolle der Mutter als Vorbild bei der Berufswahl berichtet Brendel (1998), dass sich junge Frauen, die der Erwerbstätigkeit einen hohen Stellenwert beimessen, explizit von der Mutter abgrenzen, der mütterliche Lebensentwurf also deutlich als „negatives Gegenbild“ (ebd., S. 237) fungiert. Aufgrund einer Analyse von Daten der PISA-Ergänzungsstudie von 2006 kommen Helbig und Leuze (2012) zum Ergebnis, dass die beruflichen Aspirationen der befragten Mädchen dann eher *geschlechtsuntypisch* ausfallen, wenn ein Elternteil (ob Mutter oder Vater) einen Männerberuf ausübt. Von anderen Personen als den Eltern wird selten berichtet, dass ihnen eine Vorbildwirkung im beruflichen oder akademischen Bereich

zukommt. Zwar gibt es einzelne Studien, die von einer positiven Wirkung des Geschlechts der Lehrperson auf die Fächerwahl berichten (Ashworth & Evans, 2001; Bettinger & Long, 2005; Rask & Bailey, 2002), doch die Effekte sind im Allgemeinen gering und mehrheitlich inkonsistent. Ganz allgemein muss festgestellt werden, dass die vorhandenen Studien nicht nur spärlich sind, sondern oft auch methodische Mängel aufweisen (Herzog, 2002; Marx & Roman, 2002; Speizer, 1981, S. 702 ff.). Zudem lassen viele der referierten Studien keine eindeutigen Schlüsse auf eine Vorbildwirkung zu, da ungeprüft bleibt, ob die Fokalsperson überhaupt als Vorbild wahrgenommen wird.

4. Fragestellungen

Ausgangspunkt für unsere Studie ist die Frage, welche Bedeutung Vorbildern bei der Berufswahl von jungen Menschen – insbesondere jungen Frauen, die einen für ihr Geschlecht untypischen Beruf wählen – zukommt. Im Einzelnen gehen wir den folgenden Forschungsfragen nach:

- Aus welchen *Herkunftsbereichen* stammen die Vorbilder der Jugendlichen? Gibt es geschlechtsbezogene Präferenzen bezüglich der Herkunftsbereiche?
- Welche *Personen im Nahbereich* haben eine Vorbildfunktion für Jugendliche? Spielt das Geschlecht des Vorbildes und/oder des Jugendlichen dabei eine Rolle?
- Kommt den Eltern bei der Wahl eines *geschlechtsuntypischen Berufs* durch junge Frauen eine Vorbildfunktion zu?

Was die Eltern betrifft, nehmen wir an, dass ihnen in zweifacher Hinsicht eine Vorbildfunktion zukommen kann, nämlich einerseits durch geschlechtsunabhängige Merkmale ihrer Person und andererseits durch die Geschlechtstypik ihres Berufs.

5. Methode

Die Daten für die Beantwortung der Forschungsfragen stammen aus dem vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (SNF) unterstützten Forschungsprojekt „Geschlechtsuntypische Berufs- und Studienwahlen bei jungen Frauen“. Die Daten wurden mittels standardisiertem Fragebogen bei Jugendlichen, die im Rahmen ihrer dualen Berufsausbildung eine Berufsmaturitätsschule besuchten, erhoben (Makarova, Herzog, Ignaczewska & Vogt, 2012). Berufsmaturitätsschulen bieten im schweizerischen Bildungssystem eine erweiterte Allgemeinbildung an, die den prüfungsfreien Zugang zu einer Fachhochschule ermöglicht. Im Rahmen der Fragebogenbefragung wurden Schülerinnen und Schüler ($N = 1431$) aus 103 Klassen von 62 Berufsmaturitätsschulen aus 11 Kantonen der deutschsprachigen Schweiz in den Monaten Januar bis April 2011 befragt. Der Anteil der Schülerinnen lag bei 25,2 % ($N = 361$), derjenige der Schüler bei 74,8 % ($N = 1070$). Die Unterrepräsentation

der Schülerinnen erklärt sich daraus, dass bei der Stichprobenbildung im Hinblick auf die dritte Fragestellung der Studie vorwiegend naturwissenschaftlich-technische Berufsrichtungen berücksichtigt wurden, in denen die Frauen unterrepräsentiert sind. Die Schülerinnen und Schüler waren zum Zeitpunkt der Befragung im Durchschnitt 18,69 Jahre alt ($SD = 1,76$).

Die Vorbilder der Jugendlichen wurden mittels zwei geschlossenen Fragen erhoben. *Erstens* mit einer Frage nach dem *Herkunftsbereich* der Vorbilder, wobei als Antwortoptionen vorgegeben wurden: Familie/Verwandtschaft, Wirtschaft, Freundeskreis, Wissenschaft, Schule/Ausbildung, Kunst, Religion/Kirche, Film/TV/Theater, Politik und Sport; zudem gab es eine Antwortoption „Ich habe keine Vorbilder“. *Zweitens* mit einer Frage nach den *Personen*, die für die Jugendlichen Vorbilder sind. Antwortoptionen waren: mein Vater, mein Stief-/Pflege-/Adoptivvater, meine Mutter, meine Stief-/Pflege-/Adoptivmutter, (m)ein Bruder, (m)eine Schwester, ein anderer Verwandter, eine andere Verwandte, ein Kollege, eine Kollegin, mein Freund, meine Freundin, ein Lehrer, eine Lehrerin; zudem gab es auch hier die Option „Ich habe keine Vorbilder“ sowie eine offene Antwortmöglichkeit, bei der das Vorbild handschriftlich einzutragen war. Die Antwortkategorien „mein Vater“ und „mein Stief-/Pflege-/Adoptivvater“ sowie „meine Mutter“ und „meine Stief-/Pflege-/Adoptivmutter“ wurden bei der Analyse der personalen Vorbilder aufgrund zu geringer Zellenbesetzungen der jeweils zweiten Antwortkategorie (0,5 % bzw. 0, 1 %) je zur Kategorie „Vater“ und „Mutter“ zusammengefasst.

Die Berufe des Vaters und der Mutter der Schülerinnen und Schüler sowie der Beruf, in dem sie selber in Ausbildung standen, wurden mittels offener Fragen erhoben und anschließend gemäß der ISCO-88(COM) Klassifikation (International Standard Classification of Occupations) codiert. Die codierten Berufe wurden aufgrund von Daten der Eidgenössischen Volkszählung 2000 zur Geschlechterverteilung in den einzelnen Berufen nach ihrer Geschlechtstypik drei Kategorien zugeordnet:

1. Kategorie = frauenuntypische (männertypische) Berufe mit einem Frauenanteil in der Gesamtpopulation von 0 % – 29,9 %;
2. Kategorie = geschlechtergemischte Berufe mit einem Frauenanteil in der Gesamtpopulation von 30,0 % – 70,0 %;
3. Kategorie = frauentypische (männeruntypische) Berufe mit einem Frauenanteil in der Gesamtpopulation von 70,1 % – 100 %.

Von den Berufsmaturitätsschülerinnen in unserer Stichprobe ($N = 361$) machen 52,1 % ($N = 185$) eine Ausbildung in einem frauenuntypischen Beruf, 13,2 % ($N = 47$) in einem geschlechtergemischtem Beruf und 34,6 % ($N = 123$) in einem frauentypischen Beruf. Dabei verteilen sich die Frauen mit *frauenuntypischen Berufen* auf die folgenden Fachrichtungen an den Berufsmaturitätsschulen: 56,2 % Material- und ingenieurtechnische Berufe (z. B. Bauzeichnerin, Gebäudetechnikplanerin), 21,6 % Informatikerin, 17,8 % Metallbearbeitung und mechanisch-technische Berufe (z. B. Automatikerin, Polymechanikerin) und 4,3 % andere Berufe (z. B. Schreinerin, Logistikerin).

6. Ergebnisse

Die Darstellung der Ergebnisse folgt den drei Fragestellungen unserer Studie. Zunächst stellen wir die Vorbilder der Jugendlichen bezüglich ihrer Herkunftsbereiche dar (erste Fragestellung; 6.1). Danach zeigen wir, welches die Vorbilder der Jugendlichen aus dem Nahbereich sind (zweite Fragestellung; 6.2). Beide Male gehen wir auch auf Geschlechtsunterschiede ein. Schließlich untersuchen wir, welche Rolle elterliche Vorbilder bei der Wahl eines geschlechtsuntypischen Berufs durch junge Frauen spielen (dritte Fragestellung; 6.3).

6.1 Herkunftsbereiche der Vorbilder

Auf die Frage, aus welchen Bereichen ihre Vorbilder stammen, konnten die von uns befragten Jugendlichen Mehrfachantworten geben. Die Ergebnisse zeigen, dass die Mehrheit der Jugendlichen ($N = 1142$; 91,3 %) mindestens einen Herkunftsbereich angegeben hat. Dabei werden *Familie und Verwandtschaft* ($N = 771$; 24,4 %) mit Abstand am häufigsten als Herkunftsbereich genannt. Es folgen *Sport* ($N = 536$; 17,0 %), *Freundeskreis* ($N = 421$; 13,3 %) und *Film/TV/Theater* ($N = 304$; 9,6 %) als häufig genannte Herkunftsbereiche der Vorbilder der Jugendlichen. Im Mittelfeld liegen die Bereiche *Wissenschaft* ($N = 190$; 6,0 %), *Schule und Ausbildung* ($N = 182$; 5,8 %), *Kunst* ($N = 164$; 5,2 %) sowie *Wirtschaft* ($N = 133$; 4,2 %). *Politik* ($N = 95$; 3,0 %) sowie *Religion und Kirche* ($N = 84$; 2,7 %) sind von marginaler Bedeutung für die Herkunft der Vorbilder der Jugendlichen. Bei der Interpretation dieser Ergebnisse ist zu bedenken, dass die männlichen Jugendlichen aufgrund unserer Stichprobenbildung übervertreten sind (vgl. Abschnitt 5). Deshalb werden im nächsten Schritt die Herkunftsbereiche der Vorbilder differenziert nach dem Geschlecht betrachtet (vgl. Tabelle 1). Es zeigt sich, dass junge Frauen Familie und Verwandtschaft sowie den Freundeskreis signifikant häufiger als Herkunftsbereiche nennen als junge Männer. Dagegen wählen die jungen Männer ihre Vor-

Tabelle 1: Herkunftsbereiche der Vorbilder der Jugendlichen nach Geschlecht

	weiblich $N = 297$		männlich $N = 880$		χ^2 , p		
	Antworten ^a	Fälle ^b	Antworten ^a	Fälle ^b			
	N	%	N	%			
Familie / Verwandtschaft	221	30,6	61,7	550	22,6	51,9	***
Wirtschaft	4	0,6	1,1	129	5,3	12,2	***
Freundeskreis	127	17,6	35,5	294	12,1	27,7	**
Wissenschaft	26	3,6	7,3	164	6,7	15,5	***
Schule / Ausbildung	48	6,6	13,4	134	5,5	12,6	n.s.
Kunst	40	5,5	11,2	124	5,1	11,7	n.s.
Religion / Kirche	21	2,9	5,9	63	2,6	5,9	n.s.
Film / TV / Theater	56	7,8	15,6	248	10,2	23,4	**
Politik	9	1,2	2,5	86	3,5	8,1	***
Sport	90	12,5	25,1	446	18,3	42,1	***
keine Vorbilder	80	11,1	22,3	196	8,1	18,5	n.s.
Total	722	100,0		2434	100,0		

Anmerkungen: ^aVerteilung innerhalb der Antwortkategorien (Mehrfachantworten); ^bVerteilung innerhalb der Fälle; χ^2 = Chi-Quadrat-Tests nach Pearson; ** $p \leq 0,01$, *** $p \leq 0,001$, n.s. = nicht signifikant.

bilder signifikant häufiger aus den Bereichen Sport, Film/TV/Theater, Wissenschaft, Wirtschaft und Politik. Erwähnenswert ist zudem, dass zwischen den weiblichen und männlichen Jugendlichen, die angeben, *keine* Vorbilder zu haben, keine signifikanten Differenzen bestehen.

Auch wenn die Frage nach der Herkunft der Vorbilder keine eindeutige Klassifikation nach Nah- und Fernbereich zulässt, da zum Beispiel der Bereich Sport auch Vorbilder aus dem Nahbereich umfassen kann, spricht die Dominanz der Bereiche Familie/Verwandtschaft und Freundeskreis für ein Überwiegen des Nahbereichs als Quelle der Vorbilder der Jugendlichen. Welches die Vorbilder im Nahbereich der Jugendlichen sind, wollen wir im nächsten Schritt untersuchen.

6.2 Vorbilder im Nahbereich

Die meisten Jugendlichen unserer Stichprobe ($N = 1042$; 88,6 %) haben angegeben, mindestens ein personales Vorbild zu haben. Unter den personalen Vorbildern findet sich am häufigsten der *Vater* ($N = 579$; 21,2 %), gefolgt von der *Mutter* ($N = 407$; 14,9 %). Eine vergleichsweise bedeutsame Vorbildfunktion kommt auch Geschwistern ($N = 271$; 9,9 %) und weiteren Verwandten ($N = 260$; 9,5 %) zu, wobei auffällt, dass *Brüder* ($N = 173$; 6,3 %) und *männliche Verwandte* ($N = 200$; 7,3 %) häufiger als Vorbild genannt werden als *Schwestern* ($N = 98$; 3,6 %) und *weibliche Verwandte* ($N = 60$; 2,2 %). Personen des männlichen Geschlechts werden auch außerhalb des Familienkreises als Vorbilder bevorzugt. So werden *Kollegen* ($N = 281$; 10,3 %), *Freunde* ($N = 63$; 2,3 %) und *Lehrer* ($N = 133$; 4,9 %) häufiger als Vorbild genannt als ihre weiblichen Pendanten *Kolleginnen* ($N = 131$; 4,8 %), *Freundinnen* ($N = 46$; 1,7 %) und *Lehrerinnen* ($N = 27$; 1,0 %). Zudem haben auch „andere Personen“ einen nicht unwesentlichen Anteil an den personalen Vorbildern der Jugendlichen ($N = 225$; 8,2 %).

Auch bei diesen Ergebnissen ist bei der Interpretation zu berücksichtigen, dass unsere Stichprobe männlich dominiert ist (vgl. Abschnitt 5). Aufschlussreicher sind daher die Daten von Tabelle 2, die zeigen, dass gleichgeschlechtliche Vorbilder nicht nur von den männlichen, sondern auch von den weiblichen Jugendlichen tendenziell bevorzugt werden.

Während männliche Personen wie *Vater*, *Bruder*, ein *anderer Verwandter* oder ein *Kollege* für junge Männer signifikant häufiger eine Vorbildfunktion haben, fungieren weibliche Personen wie *Mutter*, *Schwester*, eine *andere Verwandte* oder eine *Kollegin* signifikant häufiger als Vorbilder für junge Frauen. Interessant ist, dass ein *Lehrer* ebenfalls signifikant häufiger von jungen Männern als von jungen Frauen als Vorbild genannt wird. Dagegen gibt es keine Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Jugendlichen, was die Wahl einer *Lehrerin* als Vorbild betrifft. Des Weiteren ist bemerkenswert, dass ein *Freund* für junge Frauen signifikant häufiger ein Vorbild darstellt als für junge Männer, während umgekehrt eine *Freundin* von jungen Männern

Tabelle 2: Personale Vorbilder der Jugendlichen nach Geschlecht

	weiblich (w) N = 354		männlich (m) N = 987		X ² , p	Differenz Fälle (m) - Fälle (w)		
	Antworten ^a		Fälle ^b					
	N	%	N	%				
Vater	124	17,2	35,0	449	22,7	45,5	*	10,5
Mutter	154	21,3	43,5	246	12,4	24,9	***	-18,6
Bruder	34	4,7	9,6	139	7,0	14,1	*	4,5
Schwester	39	5,4	11,0	54	2,7	5,5	***	-5,5
anderer Verwandter	33	4,6	9,3	164	8,3	16,6	**	7,3
andere Verwandte	34	4,7	9,6	23	1,2	2,3	***	-7,3
Kollege	28	3,9	7,9	252	12,7	25,5	***	17,6
Kollegin	80	11,1	22,6	48	2,4	4,9	***	-17,7
Freund	40	5,5	11,3	22	1,1	2,2	***	-9,1
Freundin	8	1,1	2,3	37	1,9	3,7	n.s.	1,4
Lehrer	15	2,1	4,2	118	6,0	12,0	***	7,8
Lehrerin	11	1,5	3,1	16	0,8	1,6	n.s.	-1,5
andere Person	38	5,3	10,7	187	9,4	18,9	***	8,2
keine Vorbilder	84	11,6	23,7	227	11,5	23,0	n.s.	-0,7
Total	722	100,0		1982	100,0			

Anmerkungen: ^a Verteilung innerhalb der Antwortkategorien (Mehrfachantworten); ^b Verteilung innerhalb der Fälle; X² = Chi-Quadrat-Tests nach Pearson; * p ≤ 0,05, ** p ≤ 0,01, *** p ≤ 0,001, n.s. = nicht signifikant.

nicht häufiger als Vorbild gewählt wird als ein Freund. Ferner werden von den männlichen Jugendlichen „andere Personen“ signifikant häufiger als Vorbild genannt als von den weiblichen Jugendlichen. Der Anteil von Jugendlichen, die *kein* personales Vorbild angeben, variiert nicht bedeutsam nach dem Geschlecht. Trotz der deutlichen Affinität zwischen dem Geschlecht des Jugendlichen und dem Geschlecht des Vorbildes fällt auf, dass junge Frauen eher bereit sind, bei der Wahl eines Vorbildes aus dem Nahbereich die Geschlechtergrenze zu überschreiten als junge Männer. Zumindest gilt dies für die Herkunftsbereiche Eltern, Geschwister und Freund/Freundin (vgl. Tabelle 2: letzte Spalte).

6.3 Mutter und Vater als Vorbilder für die Berufswahl von jungen Frauen

Zur Beantwortung der Frage, ob den Eltern bei der Wahl eines *geschlechtsuntypischen Berufs* durch junge Frauen eine Vorbildfunktion zukommt, verwenden wir ausschließlich Daten der Berufsmaturitätsschülerinnen (vgl. Abschnitt 5). Die Daten wurden mittels eines generalisierten linearen Regressionsmodells analysiert. Fälle mit extremen Residuen wurden durch Berechnung der *Cook's Distance* identifiziert (Chatterjee & Hadi, 2006, S. 103; Cohen, Cohen, West & Aiken, 2003, S. 404) und nach einer qualitativen Überprüfung aus den Berechnungen ausgeschlossen. Die abhängige binomiale Variable *Geschlechtstypik der Berufswahl* wurde im Modell als *frauenuntypische Berufswahl* vs. *andere Berufswahl* codiert. Die Prädiktoren des Modells umfassen die Vorbildfunktion der Mutter, die Vorbildfunktion des Vaters (jeweils dichotomisiert), die Geschlechtstypik des Mutterberufs und die Geschlechtstypik des Vaterberufs (jeweils trichotomisiert).

Das Modell zur Voraussage der geschlechtsuntypischen Berufswahl der jungen Frauen erweist sich als signifikant (Likelihood Ratio $\chi^2(6, 298) = 42,95$,

$p \leq 0,001$). Dessen Anpassungsgüte ist zufriedenstellend (Pearson-Chi-Quadrat $18,86(27, 298) = .70$). Alle Prädiktoren erweisen sich ebenfalls als signifikant: *Vater als Vorbild* (Wald $\chi^2(1, 298) = 13,75, p \leq 0,001$), *Mutter als Vorbild* (Wald $\chi^2(1, 298) = 16,63, p \leq 0,001$), *Geschlechtstypik des Vaterberufs* (Wald $\chi^2(2, 298) = 8,57, p \leq 0,05$) und *Geschlechtstypik des Mutterberufs* (Wald $\chi^2(2, 298) = 13,62, p \leq 0,001$). Wie die Post-Hoc Tests zeigen, ist die Wahrscheinlichkeit für junge Frauen, einen für ihr Geschlecht untypischen Beruf zu wählen, um rund zwei Drittel ($\text{Exp}(\beta) = .33$) reduziert, wenn der *Vater kein Vorbild* ist (vgl. Tabelle 3). Ist dagegen die *Mutter kein Vorbild*, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, einen frauenuntypischen Beruf zu wählen, ums Dreifache ($\text{Exp}(\beta) = 3,15$). Als bedeutendster Prädiktor erweist sich die Geschlechtstypik des Berufs der Mutter. So steigt die Wahrscheinlichkeit für junge Frauen, einen frauenuntypischen Beruf zu wählen, ums Vierfache an ($\text{Exp}(\beta) = 4,03$), wenn die Mutter einen frauenuntypischen Beruf ausübt, und sie ist doppelt so groß ($\text{Exp}(\beta) = 2,20$), wenn die Mutter in einem geschlechtergemischten Beruf tätig ist. Auch die Geschlechtstypik des Vaterberufs erweist sich als bedeutsamer Prädiktor, denn die Wahrscheinlichkeit, dass eine junge Frau einen für ihr Geschlecht atypischen Beruf wählt, erhöht sich ums Dreifache, wenn der Vater entweder einem männertypischen Beruf nachgeht ($\text{Exp}(\beta) = 3,35$) oder wenn er einen geschlechtergemischten Beruf ausübt ($\text{Exp}(\beta) = 2,92$).

7. Diskussion

Die Ergebnisse unserer Studie zeigen, dass auch für heutige Jugendliche das familiäre Nahfeld der wichtigste Bereich ist, aus dem Vorbilder gewählt werden. Entkräftet wird damit nicht nur der gegen Ende des 20. Jahrhunderts behauptete Bedeutungsverlust der Familie als Herkunftsbereich für Vorbilder von Heranwachsenden (Grunder, 1989), sondern auch die konstatierte Verlagerung der Vorbildfiguren aus dem sozialen Nah- in den sozialen Fernbereich (Fritzsche, 1997, S. 359; Zinnecker, 1987, S. 297). Damit steht unsere Studie

Tabelle 3: Geschlechtstypik der Berufswahl von jungen Frauen (N = 298)

Parameter	Hypothesentest					
	β	SD	Wald-Chi-Quadrat	df	Sig.	Exp (β)
(Konstanter Term)	-1.14	.44	6.65	1	.010	.32
Vater als Vorbild: Nein	-1.10	.30	13.75	1	.000	.33
Vater als Vorbild: Ja	0 ^a					1
Mutter als Vorbild: Nein	3.15	.28	16.63	1	.000	3.15
Mutter als Vorbild: Ja	0 ^a					1
Mutterberuf: frauenuntypisch	1.40	.45	9.77	1	.002	4.03
Mutterberuf: geschlechtergemischt	.79	.33	5.83	1	.016	2.20
Mutterberuf: frauentypisch	0 ^a					1
Vaterberuf: männertypisch	3.21	.41	8.56	1	.003	3.35
Vaterberuf: geschlechtergemischt	1.07	.47	5.27	1	.022	2.92
Vaterberuf: männeruntypisch	0 ^a					1
(Scale)	1 ^b					

Anmerkungen: Generalisiertes Lineares Modell (binomial/logit); abhängige Variable: frauenuntypische Berufe (Antwortkategorie) vs. andere Berufe (Referenzkategorie); ^a Auf 0 gesetzt, da dieser Parameter redundant ist; ^b Auf den angezeigten Wert festgesetzt; β = Regressionskoeffizient; SD = Standardfehler; Sig. = Signifikanz.

nicht alleine da. Im Vergleich mit der Shell-Studie von 1999, bei der 64 % der 15- bis 17-Jährigen angaben, *kein* Vorbild zu haben (Fritzsche, 2000, S. 217), im Vergleich mit der Studie von Zinnecker und Silbereisen (1996, S. 196), bei der 53 % der befragten 10- bis 13-Jährigen verneinten, ein Vorbild zu haben, und im Vergleich mit der Studie von Zinnecker et al. (2003, S. 52) bei 10- bis 18-Jährigen, von denen 44 % ohne Vorbilder waren, ist unser Wert von rd. 9 %, die sagen, *kein* Vorbild zu haben, jedoch äußerst gering. Dabei kann nicht ausgeschlossen werden, dass die Frageformulierung einen Einfluss auf das Antwortverhalten hatte. Während in den deutschen Studien eher zurückhaltend gefragt wird: „Hast du ein Vorbild?“ (Zinnecker, 1987, S. 293 ff.; Zinnecker & Silbereisen, 1996, S. 196; Zinnecker et al., 2003, S. 52), haben wir offensiver gefragt: „Aus welchen Bereichen stammen ihre Vorbilder?“ Weniger offensiv war die Frage nach Vorbildern im Nahbereich formuliert: „Gibt es in der folgenden Liste Personen, die sie zu ihren Vorbildern zählen?“ Aber auch hier haben nur gerade rd. 11 % der Jugendlichen angegeben, *kein* Vorbild zu haben.

Die wichtigsten Vorbilder im familiären Nahbereich sind *Vater* und *Mutter*. Auch damit bestätigt sich eine Beobachtung der neueren Shell-Studien, wonach heutige Jugendliche Mutter und Vater nicht nur „für die wichtigsten Ratgeber“, sondern auch „für die wichtigsten [...] Vorbilder für die Lebensbewältigung“ (Albert, Hurrelmann & Quenzel, 2010, S. 46) halten. Dennoch kann nach unseren Daten auch *einem Kollegen* oder *einer Kollegin* eine Vorbildwirkung zukommen, wenn auch nicht in dem Maße, wie zu erwarten wäre, wenn die These von der Ablösung der sozialisatorischen Bedeutung der Eltern durch die Gleichaltrigen (Harris, 2000; Mead, 1971) zutreffen würde. Interessant ist allerdings, dass die Jugendlichen ihre Vorbilder eher aus dem Kreis der Peers (Kolleginnen und Kollegen) als aus demjenigen der Geschwister wählen. Auch damit stehen unsere Ergebnisse jedoch in Einklang mit Resultaten der jüngsten Shell-Studien (Albert, Hurrelmann & Quenzel, 2010, S. 46). Bemerkenswert angesichts der Expansion des Bildungswesens in den vergangenen Jahrzehnten und im Hinblick auf die andauernde Verschulung des Jugendalters ist, dass Lehrerinnen und Lehrer von jungen Erwachsenen auffallend selten als Vorbilder genannt werden.

Stimmt die Dominanz des Nahbereichs gegenüber dem Fernbereich in Bezug auf die Herkunft der Vorbilder in unserer Untersuchung mit anderen Studien weitgehend überein, so gilt dies auch für die Geschlechtsunterschiede. *Erstens* stammen die Vorbilder der jungen Frauen signifikant häufiger aus den Bereichen Familie, Verwandtschaft und Freundeskreis, während die jungen Männer häufiger Vorbilder aus Sport, Film/TV/Theater, Wirtschaft, Wissenschaft und Politik nennen. Dies entspricht den Angaben von Zinnecker und Silbereisen (1996), in deren Studie bei 10- bis 13-Jährigen 68 % der Vorbilder der Mädchen aus dem Nahbereich und 27 % aus dem Fernbereich stammen, während das Verhältnis bei den Jungen ziemlich genau umgekehrt ist (ebd., S. 197 f.). Auch Lehmann (2010) berichtet von Ergebnissen, wonach für Mädchen Familie und Freundinnen oder Freunde „fast doppelt so häufig als Vorbilder wie für

Jungen (zählen)“ (ebd., S. 169). *Zweitens* sind die weiblichen Jugendlichen eher bereit, ihre Vorbilder über die Geschlechtergrenze hinweg zu wählen, während die männlichen Jugendlichen kaum Anstalten zeigen, auch beim anderen Geschlecht nach Vorbildern zu suchen. Auch dieses Ergebnis deckt sich mit Resultaten aus anderen Studien, wie etwa Zinnecker et al. (2003, S. 53 f.) oder Heintz, Nadai, Fischer und Ummel (1997). Was in unseren Daten besonders auffällt ist, dass bei der Wahl eines *Freundes* als Vorbild die Frauen überwiegen, während eine *Freundin* nicht nur generell selten als Vorbild gewählt wird, sondern auch keine Geschlechterdifferenz besteht (vgl. Tabelle 2). Offensichtlich bevorzugen junge Männer Vorbilder, die mit Prestige und Erfolg assoziiert sind, während diese Kriterien für junge Frauen keine Rolle spielen. Diese Interpretation gewinnt an Plausibilität durch Befunde der Werteforschung, wonach Status, Autorität, Führung und Erfolg von Männern stärker gewichtet werden als von Frauen, denen Verständnis, Anerkennung, Toleranz und Schutz für das Wohlbefinden von Mensch und Natur wichtigere Werte sind (Schwartz & Rubel, 2005).

Was unsere Hauptfragestellung nach den Bedingungen einer geschlechtsuntypischen Berufswahl bei jungen Frauen anbelangt, so spielt der gleichgeschlechtliche Elternteil als Vorbild eine vergleichsweise geringe Rolle. Auffällig ist insbesondere, dass die Mutter nur dann einen Einfluss auf die geschlechtsuntypische Berufswahl der Tochter hat, wenn sie für diese *kein* Vorbild darstellt. Beim Vater verhält es sich genau umgekehrt. Ist er *kein* Vorbild, so reduziert sich die Wahrscheinlichkeit einer geschlechtsuntypischen Berufswahl der Tochter um ein Drittel. Wichtiger als die Vorbildfunktion der Eltern ist die Geschlechtstypik der elterlichen Berufe. Ein Männerberuf, egal ob vom Vater oder von der Mutter ausgeübt, hat einen positiven Einfluss auf die Entscheidung der Tochter, einen für ihr Geschlecht untypischen Beruf zu wählen. Damit widerlegen unsere Ergebnisse die These von Maschetzke (2009), wonach es für junge Frauen schwierig sei, den Vater zum beruflichen Vorbild zu nehmen. Sie bestätigen hingegen ein Ergebnis von Helbig und Leuze (2012), wonach Mädchen häufiger einen Männerberuf anstreben, wenn Mutter *oder* Vater einen geschlechtsuntypischen Beruf ausüben.

Welche Mechanismen dabei eine Rolle spielen, ist den Ergebnissen unserer Studie nicht zu entnehmen. Jedoch vermuten wir, dass die persönliche Bekanntschaft mit dem Elternberuf eine förderliche Wirkung hat. Ebenso dürften praktische Erfahrungen im Berufsfeld der Eltern das Interesse an einem geschlechtsuntypischen Beruf wecken. Hinzukommen muss allerdings eine entsprechende Sensibilität von Mutter oder Vater für das keimende Berufsinteresse der Tochter sowie die Bereitschaft der Eltern, die Tochter in ihrer geschlechtsuntypischen Berufswahl zu unterstützen. Helbig und Leuze (2012) vermuten, dass Mädchen dazu neigen, männliche Berufe zu wählen, „wenn sie vermittelt über das Elternhaus und insbesondere den Vater mehr Informationen über männliche Berufe haben“ (ebd., S. 111). Ergänzend ließe sich mit Kohlberg (1974) annehmen, dass in der von der Tochter wahrgenommenen Ähnlichkeit mit der Mutter *oder* dem Vater ein weiterer Grund liegt, welcher diese veranlasst, einen

für ihr Geschlecht untypischen Beruf zu wählen. Schließlich deuten wir die Tatsache, dass als Vorbilder vor allem Personen aus dem engeren Familienkreis gewählt werden, als Hinweis darauf, dass die Vorbildwirkung in soziale Beziehungen eingebunden ist. Vorbilder entfalten ihre Wirksamkeit nicht *per se*, sondern vermittelt über emotionale Bindungen.

Unsere Ergebnisse unterliegen aufgrund des methodischen Designs unserer Studie gewissen Einschränkungen. *Erstens* liegt unseren Analysen eine selektive Stichprobe von Jugendlichen aus Berufsmaturitätsschulen zugrunde, in der zudem das männliche Geschlecht übervertreten ist. Des Weiteren haben wir gezielt Frauen in die Stichprobe aufgenommen, die sich in einem für ihr Geschlecht untypischen Beruf ausbilden lassen. Dies setzt der Generalisierung der Befunde gewisse Grenzen. *Zweitens* wurde die Frage zu möglichen Vorbildern *nach* der Berufswahlentscheidung gestellt. Es ist nicht auszuschließen, dass durch die retrospektive Erhebung die Bedeutung der elterlichen Vorbilder verzerrt erfasst wurde. *Drittens* erlaubt das querschnittliche Design unserer Studie keine Kausalaussagen, sodass wir streng genommen nur unterstellen können, dass die Wirkmechanismen in der von uns vermuteten Richtung verlaufen. Allerdings denken wir, dass der theoretische Rahmen, den wir unserer Studie gegeben haben, dieses Defizit zumindest teilweise ausgleichen kann.

Literatur

- Albert, M., Hurrelmann, K. & Quenzel, G. (2010). Jugend 2010: Selbstbehauptung trotz Verunsicherung? In Shell Deutschland Holding (Hrsg.), *Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich* (S. 37-51). Frankfurt a.M.: Fischer.
- Ashworth, J. & Evans, L. J. (2001). Modeling Student Subject Choice at Secondary and Tertiary Level: A Cross-Section Study. *Journal of Economic Education*, 32, 311-320.
- Bandura, A. (Hrsg.) (1976). *Lernen am Modell. Ansätze zu einer sozial-kognitiven Lerntheorie*. Stuttgart: Klett.
- Bettinger, E. P. & Long, B. T. (2005). Do Faculty Serve as Role Models? The Impact of Instructor Gender on Female Students. *AEA Papers and Proceedings*, 95, 152-157.
- BMUKK [Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur] (2011). *Schülerinnen an HTLs. Handlungsbeispiele zum Strategiepapier*. Wien: BMUKK.
- Brendel, S. (1998). *Arbeitertöchter beißen sich durch. Bildungsprozesse und Sozialisationsbedingungen junger Frauen aus der Arbeiterschicht*. Weinheim: Juventa.
- Bricheno, P. & Thornton, M. (2007). Role Model, Hero or Champion? Children's Views Concerning Role Models. *Educational Research*, 49, 383-396.
- Buck, G. A., Plano Clark, V. L., Leslie-Pelecky, D., Lu, Y. & Cerda-Lizarraga, P. (2008). Examining the Cognitive Processes Used by Adolescent Girls and Women Scientists in Identifying Science Role Models: A Feminist Approach. *Science Education*, 92, 688-707.
- Bussey, K. & Bandura, A. (1992). Self-Regulatory Mechanisms Governing Gender Development. *Child Development*, 63, 1236-1250.
- Chatterjee, S. & Hadi, A. S. (2006). *Regression Analysis By Example* (4th ed.). Hoboken, NJ: John Wiley & Sons.
- Cohen, J., Cohen, P., West, S. G. & Aiken, L. S. (2003). *Applied Multiple Regression/Correlation Analysis for the Behavioral Science*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Faulstich-Wieland, H. (2008). Sozialisation und Geschlecht. In K. Hurrelmann, M. Grundmann & S. Walper (Hrsg.), *Handbuch Sozialisationsforschung* (S. 240-253). Weinheim: Beltz.

- Fritzche, Y. (1997). Jugendkulturen und Freizeitpräferenzen: Rückzug vom Politischen? In Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), *Jugend 97. Zukunftsperspektiven – Gesellschaftliches Engagement – Politische Orientierung* (S. 343-377). Opladen: Leske + Budrich.
- Fritzche, Y. (2000). Modernes Leben: Gewandelt, vernetzt und verkabelt. In Deutsche Shell (Hrsg.), *Jugend 2000* (S. 181-219). Opladen: Leske + Budrich.
- Greve, W. (2007). Selbst und Identität im Lebenslauf. In J. Brandtstädter & U. Lindenberger (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie der Lebensspanne* (S. 305-336). Stuttgart: Kohlhammer.
- Grunder, H.-U. (1989). Was willst Du werden? Berufswünsche und Vorbilder des Schweizer Kindes im zeitlichen Vergleich. *Berufsberatung und Berufsbildung*, 3, 33-43.
- Grundmann, M. (2006). *Sozialisation. Skizze einer allgemeinen Theorie*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- GWK [Gemeinsame Wissenschaftskonferenz] (2011). *Frauen in MINT-Fächern. Bilanzierung der Aktivitäten im hochschulischen Bereich* (Heft 21). Bonn: GWK.
- Halpern, D. F., Aronson, J., Reimer, N., Simpkins, S., Star, J. R. & Wentzel, K. (2007). *Encouraging Girls in Math and Science. IES Practice Guide*. <http://ies.ed.gov/ncee/wwc/pdf/practiceguides/20072003.pdf> [07.01.2010].
- Hannover, B. (2004). **Gender revisited. Konsequenzen aus PISA für die Geschlechterforschung**. In D. Lenzen & J. Baumert (Hrsg.), *PISA und die Konsequenzen für die erziehungswissenschaftliche Forschung* (S. 81-99). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Harris, J. R. (2000). *Ist Erziehung sinnlos? Die Ohnmacht der Eltern*. Reinbek: Rowohlt.
- Heintz, B., Nadai, E., Fischer, R. & Ummel, H. (1997). *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Helbig, M. & Leuze, K. (2012). Ich will Feuerwehrmann werden! Wie Eltern, individuelle Leistungen und schulische Fördermaßnahmen geschlechts(un-)typische Berufsaspirationen prägen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 62, 91-122.
- Herzog, W. (1991). Der „Coping Man“ – ein Menschenbild für die Entwicklungspsychologie. *Schweizerische Zeitschrift für Psychologie*, 50, 9-13.
- Herzog, W. (2002). Erinnerung an Vorbilder. Über eine Lücke in der pädagogischen Theorie. *Neue Sammlung*, 42, 31-51.
- Honig, S. (2009). Sozialisation. In S. Andresen, R. Casale, T. Gabriel, R. Horlacher, S. Larcher Klee & J. Oelkers (Hrsg.), *Handwörterbuch Erziehungswissenschaft* (S. 788-802). Weinheim: Beltz.
- Hurrelmann, K. (1983). Das Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts in der Sozialisationsforschung. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 3, 91-103.
- Hurrelmann, K. (2013). Das „Modell der produktiven Realitätsverarbeitung“ in der Sozialisationsforschung. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 33, 82-98.
- Knörzer, M. (2012). Vorbild. In U. Sandfuchs, W. Melzer, B. Dühlmeier & A. Rausch (Hrsg.), *Handbuch Erziehung* (S. 572-577). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Kohlberg, L. (1974). *Zur kognitiven Entwicklung des Kindes*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lehmann, G. (2010). Mit welchen Vorbildern identifizieren sich Mädchen heute? Ein statistisches Blitzlicht. *Betrifft Mädchen*, 4, 168-171.
- Maihofer, A. (2002). Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze. *Erwägen Wissen Ethik*, 13, 13-26.
- Makarova, E., Herzog, W., Ignaczewska, J. & Vogt, B. (2012). *Geschlechtsuntypische Berufs- und Studienwahlen bei jungen Frauen: Dokumentation und Ergebnisse der Projektphase I*. Forschungsbericht Nr. 42. Bern: Institut für Erziehungswissenschaft.
- Marx, D. M. & Roman, J. S. (2002). Female Role Models: Protecting Women's Math Test Performance. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 28, 1183-1193.
- Maschetzke, C. (2009). Die Bedeutung der Eltern im Prozess der Berufsorientierung. In M. Oechsle, H. Knauf, C. Maschetzke & E. Rosowski (Hrsg.), *Abitur und was dann? Berufsorientierung und Lebensplanung junger Frauen und Männer und der Einfluss von Schule und Eltern* (S. 181-228). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

- Mead, M. (1971). *Der Konflikt der Generationen. Jugend ohne Vorbild*. Olten: Walter.
- Meltzoff, A. N. & Prinz, W. (2002). *The Imitative Mind. Development, Evolution, and Brain Bases*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Mitscherlich, A. (1973). *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie*. München: Piper.
- Mitscherlich, M. (1978). *Das Ende der Vorbilder. Vom Nutzen und Nachteil der Idealisierung*. München: Piper.
- OECD (2013). *Gleichstellung der Geschlechter: Zeit zu handeln*. Paris: OECD.
- Rask, K. N. & Bailey, E. M. (2002). Are Faculty Role Models? Evidence from Major Choice in an Undergraduate Institution. *Research in Economic Education*, 33, 99-124.
- Rustemeyer, R. (2009). Geschlechtergerechte Gestaltung des Unterrichts. In H. Faulstich-Wieland (Hrsg.), *Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online* (S. 1-32). Weinheim: Juventa.
- Schwartz, S. H. & Rubel, T. (2005). Sex Differences in Value Priorities. Cross-Cultural and Multimethod Studies. *Journal of Personality and Social Psychology*, 89, 1010-1028.
- Speizer, J. J. (1981). Role Models, Mentors, and Sponsors: The Elusive Concepts. *Signs. Journal of Women in Culture and Society*, 6, 692-712.
- Taskinen, P., Asseburg, R. & Walter, O. (2009). Wer möchte später einen naturwissenschaftsbezogenen oder technischen Beruf ergreifen? In M. Prenzel & J. Baumert (Hrsg.), *Vertiefende Analysen zu PISA 2006* (S. 79-105). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Tillmann, K.-J. (2010). *Sozialisationstheorien. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung*. Reinbek: Rowohlt.
- Tomasello, M. (2002). *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Zur Evolution der Kognition*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wrong, D. H. (1961). The Oversocialized Conception of Man in Modern Sociology. *American Sociological Review*, 26, 183-193.
- Ziehe, T. (1975). *Pubertät und Narzissmus. Sind Jugendliche entpolitisiert?* Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Zinnecker, J. (1987). *Jugendkultur 1940 – 1985*. Opladen: Leske + Budrich.
- Zinnecker, J. & Silbereisen, R. K. (1996). *Kindheit in Deutschland. Aktueller Survey über Kinder und ihre Eltern*. Weinheim: Juventa.
- Zinnecker, J., Behnken, I., Maschke, S. & Stecher, L. (2003). *null zoff & voll busy. Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrhunderts. Ein Selbstbild*. Opladen: Leske + Budrich.

Dr. Elena Makarova, Visiting Scholar, Department of Psychology, University of Illinois at Chicago, elmakar@uic.edu <dbirman@uic.edu>

Prof. Dr. Walter Herzog, Universität Bern, Institut für Erziehungswissenschaft, walter.herzog@edu.unibe.ch

Nina Lichtwardt, Nora Gaupp

Frühe Elternschaft als prekäre Lebenslage: Die Bewältigungsstrategien junger, bildungsbenachteiligter Eltern im Übergang Schule – Beruf

Young parenthood as precarious circumstances:
Coping strategies of young educationally disadvantaged parents in school-to-work-transition

Mit welchen Strategien begegnen junge, bildungsbenachteiligte Eltern dem Spannungsverhältnis von früher Elternschaft und beruflichen Zielen? Anhand von Interviews mit jungen Erwachsenen mit Hauptschulbildung wird gezeigt, mit welchen Strategien junge Eltern den zweifachen Transitionsprozess in die Elternschaft und in Ausbildung bzw. Erwerbsarbeit zu bewältigen suchen und inwieweit ihnen die Vereinbarkeit von Eltern- und Berufsrolle gelingt. Theoretischen Hintergrund bildet das Agency-Konzept (vgl. Elder, 1998, 2007), das nach der individuellen Gestaltbarkeit biografischer Übergänge angesichts gegebener äußerer Bedingungen und Restriktionen fragt. Ergebnis sind fünf Typen von Bewältigungsstrategien, die sich deutlich hinsichtlich der Priorität von beruflichen versus familienbezogenen Zielen, des Ausmaßes an Agency bezogen auf Ausbildung und Erwerbsarbeit und der gelungenen oder misslungenen Vereinbarkeit von Elternschaft und Beruf unterscheiden. Die Befunde weisen auf die prekäre Lebenslage junger bildungsbenachteiligter Eltern hin und zeigen die Exklusionsrisiken, denen sie beim Übergang von der Schule in Ausbildung und Erwerbsarbeit begegnen.

Schlüsselwörter: Übergang Schule Beruf, Bildungsbenachteiligung, frühe Elternschaft, Bewältigungsstrategien, Agency

What are the strategies of young, educationally disadvantaged parents when they are facing both the challenges of early parenthood and of the pursuit of vocational aspirations? Based on interviews with young adults who have only completed compulsory general education (Hauptschule) we have studied how young parents deal with the requirements of two parallel transition processes – transition into parenthood and transition into training and employment – and to what extent they succeed in combining parental and vocational roles. We are applying Elders agency concept (Elder, 1998, 2007) that attempts to explain differences in the shaping of biographical transitions between individuals who are facing comparable external conditions and constraints. We have identified five types of strategies that differ clearly in priorities of family and vocational objectives, the degree of agency attributed to training and employment, and the extent to which requirements of parenthood and training/employment were reconciled. Our findings point out the difficult